

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 30 (1954-1955)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Hochdeutsch für Schweizer : oder das Ei des Kolumbus  
**Autor:** Guggenbühl, Adolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1071204>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# oder das Ei des Kolumbus

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

## *Eine unhaltbare Lage*

**E**s gibt Ideale, die man ständig im Munde führt, aber denen niemand nachlebt, ganz einfach, weil es zu schwierig ist — und es gibt andere Ideale, denen nicht nachgelebt wird, weil man sie im Bewußtsein für richtig hält, im Unterbewußtsein aber für falsch. Ein solch merkwürdiger Widerspruch besteht in bezug auf das Verhältnis des Schweizers zur Aussprache des Hochdeutschen.

Die offiziell vertretene Theorie ist folgende: «Hier Schweizerdeutsch, dort Hochdeutsch.

Wir wollen uns bemühen, möglichst gut Schweizerdeutsch zu sprechen, auf der andern Seite aber dem Hochdeutschen geben, was des Hochdeutschen ist.»

Das Ziel ist dasjenige Deutsch, das man in Deutschland selbst für vorbildlich hält, das Bühnendeutsch. Als Richtlinie für den Sprachunterricht gilt infolgedessen der sogenannte «Siebs». So wie der «Duden» festlegt, wie man das Hochdeutsche schreibt, gibt der «Siebs» an, wie man es ausspricht.

So weit so gut. Das Amüsante ist aber folgendes: Wenn bei uns tatsächlich ein Schweizer sich der deutschen Bühnensprache bedient oder auch nur einen Versuch in dieser Richtung unternimmt, so macht er sich lächerlich,

sei er Lehrer, Universitätsdozent, Politiker oder Geschäftsmann.

Dort, wo im Radio von schweizerischen Sprechern eine Art Bühnendeutsch gesprochen wird, hagelt es ständig Proteste von den Hörern: «Hört doch einmal mit diesem Schwabendeutsch auf!»

Wenn ein Bundesrat oder ein Regierungsrat in einer Ansprache Bühnendeutsch reden würde, er würde bestimmt bei der nächsten Wahl durchfallen.

Es gibt nun hie und da Lehrer, die versuchen, in ihren Schulen dem Bühnendeutsch zum Durchbruch zu verhelfen. Sie erreichen aber ihr Ziel nie, weil die Schüler verbissen Widerstand leisten. Ein Schweizerbub würde in der Pause von seinen Kameraden ausgelacht, würde er den Wilhelm Tell so aufsagen, wie das auf der Bühne üblich ist.

Eine reichsdeutsche Mutter, die in Bern wohnt und die mit ihren Kindern zu Hause — der Mann ist auch Deutscher — ein sehr korrektes Deutsch spricht, erzählte mir einmal, sie sei aus allen Wolken gefallen, wie sie anlässlich eines Examens festgestellt habe, daß ihr Bub ein Gedicht in klassischem Schweizerhochdeutsch aufgesagt habe.

Dieser Zwölfjährige unterschied drei Sprachen: Das Berndeutsch, das er mit seinen Kameraden sprach, das Hochdeutsch, wie es zu Hause verwendet wurde, und das Schweizerhochdeutsch, dessen er sich in der Schule bediente.

Meistens ist es allerdings so, daß auch jene Lehrer, die stolz darauf sind, ihren Schülern ein «korrektes» Hochdeutsch beizubringen, selbst ein schweizerisch gefärbtes Deutsch sprechen, nur vielleicht etwas weniger ausgeprägt als ihre Kollegen, denen die bühnengemäße Aussprache nicht so wichtig ist.

Nicht einmal, sondern dutzendmal hat es sich ereignet, daß ein schweizerischer Professor in Deutschland anlässlich einer Gastvorlesung sein schönstes Hochdeutsch hervornahm, mit dem Ergebnis, daß ihm nachher die Zuhörer sagten, es hätte sie so gefreut, wieder einmal unverfälschtes Schweizerdeutsch zu hören.

#### *Wir wollen nicht*

**E**s ist nicht so, daß wir schlechterdings unfähig wären, die deutsche Hochsprache so zu sprechen, wie man das in Deutsch-

land verlangt, bringen es doch unsere Sprachlehrer mit ihren heutigen Methoden fertig, den Schülern sogar im Französischen und Englischen einen ausgezeichneten Akzent zu vermitteln. Wir könnten Bühnendeutsch lernen, wenn wir uns Mühe gäben. Aber wir wollen nicht. Deutsch ist für uns Deutschschweizer trotz allen Verschiedenheiten nicht eine Fremdsprache wie das Französische oder das Englische, sondern eine Sprache, die auch uns gehört. Wir haben zwar seinerzeit eine eigene Schriftsprache zugunsten der neuen hochdeutschen aufgegeben, aber nur unter der stillschweigenden Bedingung, sie zwar nicht auf unsere Art schreiben, aber auf unsere Art reden zu dürfen.

Die jetzige hochdeutsche Sprache ist nicht alleiniges Eigentum der Reichsdeutschen. Sie sind nicht ihre patentierten Gralshüter. Sie gehört auch uns. Das aber gibt uns das Recht, nicht nur einen etwas andern Wortschatz zu verwenden, sondern sie auch auf unsere Art auszusprechen.

Die Sprache ist das wirksamste Gleichschaltungsmittel, das existiert. Mit dem Gebrauch einer andern Sprache verändert man sein ganzes Denken und Fühlen. Das spielt beim Französischen und Englischen keine Rolle; denn diese Sprachen reden wir verhältnismäßig selten, wohl aber beim Hochdeutschen, das in unserm Geistesleben eine große Rolle spielt.

Alle unsere Dialekte haben gemeinsam, daß wir beim Reden singen. Was wir sagen wollen, drücken wir in hohem Maße durch die Sprachmelodie aus. Dieses Singen wirkt auf Reichsdeutsche fremdartig oder auch naiv. Vor allem, wenn wir es auch beim Hochdeutschen anwenden. Es ist aber Ausdruck unserer geistigen Haltung. Wir stehen unsern Mitmenschen anders gegenüber, als das die Deutschen tun, familiärer, direkter, mit weniger Distanz.

Ein anderer Ausdruck dieser Einstellung ist die andere Aussprache, und auch diese wollen wir deshalb unter keinen Umständen aufgeben. Es bedeutet für uns eine Vergewaltigung, Hochdeutsch so zu reden, wie man es in Deutschland redet.

Alle diese Dinge merkt unser Volk mit seinem unvergleichlichen Instinkt besser als die Fachleute, das heißt die Philologen. Es hat auch bis jetzt genug Selbstbewußtsein bewiesen, den Ratschlägen der Fachleute Widerstand zu leisten, mit Recht. Die Sprache ist so wenig Reservat der Philologen wie die Religion Reser-

vat der Theologen oder die Kunst Reservat der Kunsthistoriker.

Daß es übrigens auch Fachleute gibt, welche finden, die schweizerisch gefärbte hochdeutsche Sprache sei durchaus in Ordnung, beweist ein Artikel «Die deutsche Hochsprache in der Schweiz», der vor einiger Zeit in der «Neuen Zürcher Zeitung» erschien. Der Verfasser, der bekannte Sprachforscher Professor Bruno Boesch, vertritt darin ebenfalls die Ansicht, für uns empfehle sich ein Hochdeutsch, das «klar abgehoben ist von allem Mundartlichen und in der sich doch der Schweizer in einer sympathischen Weise verrät ... Die Hochsprache ist unserm Gemüt zu preußisch, zu schneidig, zu schnittig».

Dieser ketzerische Standpunkt wird erfreulicherweise von einigen der bedeutendsten schweizerischen Linguisten geteilt.

### *Sprachlicher Föderalismus*

**A**ber, wird man nun einwenden, ist denn die Einheitlichkeit der Aussprache im ganzen Gebiet einer Sprache nicht unbedingt nötig?

Nein, durchaus nicht. Diese Ansicht haben nur kulturelle Zentralisten und ihre modernen Freunde, die Planwirtschaftler. Diese sind in zentralistischen Ländern, wie Frankreich und Deutschland, häufiger als anderswo. Diesen Leuten ist es in der Seele zuwider, wenn die Sprache nicht einheitlich ist. Es mißfällt ihnen auch im höchsten Grade, daß sich das Amerikanische immer mehr vom Englischen weg entwickelt, und sie betrachten daher das Amerikanische als eine Entartungsform.

Wir föderalistischen Schweizer sind hier grundsätzlich anderer Ansicht. Wir dulden die kulturelle Vielfalt unseres Staates nicht nur, sondern wir freuen uns sogar darüber.

Nun, il faut tout pour faire un monde; auch sprachliche Zentralisten muß es geben. Auch Stellen, die Sprachregeln aufstellen, sind erwünscht. Grotesk wird die Situation erst dann, wenn naive Gemüter meinen, ein solches Komitee besitze nun den Stein der Weisen, es rede in sprachlichen Dingen ex cathedra.

Die Regeln, die ein solcher Ausschuß aufstellt, sind selbstverständlich immer mehr oder weniger willkürlich. Man einigt sich auf etwas, und das soll nun gelten. Es ist nicht so, daß es grundsätzlich eine richtige und eine falsche Sprache gibt. Richtig ist, was sich durchsetzt.

Die Sprache ist in ununterbrochenem Wandel begriffen. Das Gestern und das Heute stehen in ständiger Auseinandersetzung, genau wie die Tendenz zur Vielfalt und die Tendenz zur Einheit.

Aber entsteht denn nicht ein Chaos, wenn diese Sprachpäpste nicht anerkannt werden? Durchaus nicht. Denn früher, als es weder einen «Siebs» noch einen «Duden» noch eine Académie française gab, existierte ja bereits eine deutsche wie eine französische Sprache. Die Schulen, die Grammatiken, die Ausschüsse und Akademien schaffen eine Sprache so wenig wie die Tanzlehrer die Tänze oder die Anstandsbücher die Umgangsformen. Sie halten höchstens etwas fest, das bereits da ist, aber nur relative Geltung hat.

Warum in aller Welt soll die Sprache im ganzen Sprachgebiet gleich ausgesprochen werden? Warum soll nicht ein Nordfranzose anders reden als ein Südfranzose, ein Schotte anders als ein Engländer? Warum sollen ein Berliner, ein Hamburger, ein Kölner, ein Münchner, ein Zürcher und ein Basler das Deutsche gleich aussprechen? Alle sollen gepflegt reden, aber das ist auch möglich, wenn die Sprache eine lokale Färbung aufweist.

Fragwürdig wird der sprachliche Föderalismus erst dort, wo die Verständigung aufhört. Wenn der Schweizer das Hochdeutsche so spricht, daß ihn der Österreicher oder Reichsdeutsche überhaupt nicht mehr versteht, dann ist die Grenze der Toleranz überschritten, denn eine Hauptaufgabe der Sprache ist die Verständigung, und wir bedienen uns ja des Hochdeutschen als zweiter Sprache deshalb, weil es mit mehr Menschen als Verständigungsmittel dienen kann als das Schweizerdeutsche. Aber man braucht in dieser Beziehung keine Angst zu haben. Die Grenze, wo die Nuance unverständlich wird, wird im eigenen Interesse nicht überschritten, «Siebs» hin oder her. Der schweizerische Professor, der Hochdeutsch mit schweizerischer Färbung spricht, will ja auch von den Welschen und den Reichsdeutschen verstanden werden. Es ist deshalb keine Gefahr da, daß er überbordnet.

### *Das Ei des Kolumbus*

**W**as ist nun die Lösung? Wir sollen genau das tun, was wir schon jetzt tun, aber mit gutem, statt mit schlechtem Gewissen.

Aber brauchen wir nicht trotzdem Regeln?

Sollen wir nicht für die Schweiz Ausspracheregeln aufstellen, die zwar unserer Eigenart Rechnung tragen, aber wenigstens für das ganze Land Geltung haben? Bruno Boesch scheint dieser Ansicht zu sein. Meiner Ansicht nach ist das überflüssig. Hier, wie in andern Gebieten menschlichen Zusammenlebens, kommt es immer auf den einzelnen Fall an. Alles ist eine Frage des Taktes. Jeder soll das Hochdeutsche so aussprechen, wie es ihm richtig erscheint, wobei alle Nuancen denkbar sind.

Es schadet nichts, wenn man an der Art, wie ein Schweizer Hochdeutsch spricht, den Thurgauer, den Basler, den Berner erkennt. Warum auch nicht?

Eine gewisse Einheitlichkeit wäre höchstens für die berufsmäßigen Radiosprecher anzustreben. Ihre schweizerische Aussprache des Hochdeutschen würde dann von selbst zur allgemeinen Richtlinie.

Das ist allerdings keine grundsätzliche Lösung, und sie wird alle jene nicht befriedigen, die dem Aberglauben an grundsätzliche und klare Lösungen huldigen. Das Leben ist aber eine Rechnung, die nicht aufgeht.

Nach wie vor wird auch in der Schweiz an einem Ort das Bühnendeutsch richtig sein — auf der deutschen Berufsbühne. Hier soll sich auch der schweizerische Berufsschauspieler seiner bedienen; denn es wäre unerträglich, wenn zum Beispiel in klassischen Stücken die Herkunft des Schauspielers an seiner Aussprache erkenntlich wäre, wenn man Karl Moor in Schillers «Räubern» den Basler, seinem Bruder Franz Moor aber den Zürcher anmerken würde, oder wenn man Werner Stauffacher als Appenzeller, Walter Fürst aber als Berner erkennen würde, Arnold von Melchthal jedoch als Reichsdeutschen.

Anders liegt der Fall beim Laienspiel.

In einer Zeitungsbesprechung der Tell-Festspiele in Interlaken hieß es: «Kein pathetisches Bühnendeutsch verdirbt mit seinem fremden Klang dem schweizerischen Zuhörer die Stimmung; bei aller Achtung vor dem Wort des

Dichters klingt der heimatliche Tonfall in den Versen nach.»

Ein anderer Rezensent wies rühmend darauf hin, es sei den Darstellern hoch anzurechnen, daß sie nicht versucht hätten, sich in den Panzer einer geschraubten Bühnensprache zu zwängen.

Das Bühnendeutsch ist selbstverständlich weder ein Panzer noch geschraubt, sondern eine herrliche Sprache; aber es eignet sich in der Tat nicht für Theateraufführungen schweizerischer Laienbühnen.

Deshalb ist es bei Laienspielern durchaus in Ordnung, wenn der heimatliche Dialekt durchschimmert, aber nur — wenigstens bei Stücken wie beim «Tell» — unter der Voraussetzung, daß alle Darsteller aus dem gleichen Dialektgebiet stammen.

**N**ein, es gibt wirklich keine klare Lösung, jeder Fall muß für sich beurteilt werden; aber gerade das macht die Frage so interessant.

Das wäre also das Ei des Kolumbus: der Schweizer soll zwar nicht das Hochdeutsch reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, aber so, wie es seinem Empfinden entspricht.

Das ist für die Lehrer scheinbar ein hoffnungsloser Rat — in der Theorie, aber nicht in der Praxis.

In der Praxis wird es ungefähr so richtig sein, wenn es gemacht wird, wie es die überwiegende Zahl der Lehrer jetzt macht. Sie lehren eine hochdeutsche Aussprache, wie sie sie selbst verwenden, das «a» etwas heller als im Zürcher Dialekt und das «ch» etwas weniger rau.

Aber daß unsere Kinder oder auch wir erwachsenen Eidgenossen, wie es die Bühnensprache will, *kräftich* statt *kräftig* sagen, oder *Buch* mit einem kurzen «u» statt mit einem langen «u», oder sauber mit einem stimmhaften «s» statt *sauber* mit einem stimmlosen «s», kommt gar nicht in Frage.

Mußte mal jesacht sein.

